

5701K

PIPER

HANNI MÜNZER

Honigtot

ROMAN

Kapitel 5

Der weiße Rabe

München, 9. November 1923

Elisabeth hatte ein schlechtes Gewissen. Sie war viel zu spät dran. Ihr Gatte würde sich längst Sorgen machen. Zu ihrem Ärgernis hatte sie bei ihrer Rückkehr aus Dießen zusätzlich feststellen müssen, dass die Straßen Münchens zwischenzeitlich fast vollständig gesperrt worden waren.

Das Dienstmädchen hatte die Tür kaum geöffnet, da eilte ihr Mann ihr bereits im Flur ihrer weitläufigen Wohnung am Prinzregentenplatz mit langen Schritten entgegen, dicht gefolgt von Dackel Felix.

»Servus, Gustav!«, begrüßte sie ihn betont lebhaft. »Verzeih, ich bin spät dran, aber auf den Straßen ist vielleicht etwas los, die Männer spielen wieder Militär. Und was glaubst du, wem ich heute begegnet bin! Diesem Mann, um den alle so ein Spektakel machen. Wie hieß er noch gleich? Hudler?«

Sie kam gerade noch dazu, Ottilie, dem Mädchen, Schirm und Handschuhe zu überlassen, als ihr Mann sie bereits an den Schultern packte und heftig in seine Arme riss. Erschüttert verharrte Elisabeth in seiner Umklammerung. Ihr Mann war ja völlig außer Fassung! So hatte sie ihn noch nie erlebt.

Der angesehene Arzt und die junge, aufstrebende Opernsängerin, gebürtig aus Wien, waren freilich auch erst seit wenigen Monaten verheiratet. Zwischen ihrer ersten Begegnung und der Hochzeit hatte kein Monat gelegen. In den Salons der feinen Gesellschaft hatte es deshalb einiges Gerede gegeben – eine so kurze Verlobungszeit bot reichlich Stoff für

Spekulationen. Doch Elisabeth und Gustav war das einerlei gewesen. Nicht einen Tag länger hatten sie aufeinander warten wollen.

Elisabeth war eine temperamentvolle Person, doch haftete ihr auch jene Form der Impulsivität an, die an nervöse Unruhe grenzt. Von einem Hunger angetrieben, von dem sie selbst nicht wusste, wie sie ihn je stillen sollte, war sie mit atemberaubender Geschwindigkeit durchs Leben gejagt und hatte dabei die Substanz des Lebens kaum gestreift – bis zu jenem denkwürdigen Tag, an dem sie Gustav begegnet war und im selben Moment der Faszination seiner ruhigen Persönlichkeit erlag. Behutsam hatte Gustav Elisabeths Lebensstrudel nach und nach das Tempo genommen.

Trotzdem war Elisabeth immer noch Elisabeth. Es gab Eskapaden und Unpünktlichkeiten, doch Gustav begegnete ihnen stets mit jener Nachsicht, die einhergeht mit jungem Eheglück, gepaart mit dem Gleichmut des zwanzig Jahre Älteren.

Aus diesem Wissen um Gustavs Unerschütterlichkeit resultierte Elisabeths Schrecken. Etwas Schlimmes musste geschehen sein! Seine Aufregung konnte nicht allein ihrer verspäteten Heimkehr geschuldet sein. Rasch rekapitulierte sie in Gedanken den Ablauf ihres Ausflugs.

Wie regelmäßig alle zwei Wochen hatte sie sich bei Auto-Sixt in der Seitzstraße einen Mercedes-Benz mit Chauffeur bestellt, um ihrer Mutter, der Witwe Frau Maria Kasegger, einen zweitägigen Besuch abzustatten. Sie bewohnte ein kleines Haus in Dießen am Ammersee. Elisabeth hatte das Haus, das knapp zwei Stunden Autofahrt von München lag, von ihren ersten Gagen für sie erworben. Bis auf ein wenig Rheuma erfreute sich Frau Kasegger bester Gesundheit.

Nach dem Frühstück heute Morgen hatten sie und ihre Mutter einen langen Spaziergang am Ufer des Ammersees unternommen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen mit anschlie-

ßendem Kaffee war Elisabeth dann zur vereinbarten Zeit von ihrem Chauffeur abgeholt worden.

Elisabeth stammte aus einfachen Verhältnissen. Über ihren Vater gab es nicht viel zu berichten, außer dass er ein Pechvogel bei all seinen Unternehmungen gewesen war.

Es war im Jahre 1910, Elisabeth war gerade zehn Jahre alt, als er seine vom Vater geerbte Schuhmacherwerkstatt samt Wohnhaus in der Theresienstraße an einen windigen Spekulanten verloren hatte. Die Familie war gezwungen gewesen, in ein enges und feuchtes Quartier außerhalb der Stadtmauern Wiens zu ziehen.

Meister Kasegger für seinen Teil gehörte freilich zu jenen Zeitgenossen, die über eine gehörige Portion des ganz besonderen Wiener Charmes verfügten. Man konnte ihm einfach nicht zürnen, und die beiden Damen seines Haushalts liebten ihn über alle Maßen. Meister Kasegger selbst war es nicht mehr beschieden, die Erfolge seiner Tochter mitzuerleben: 1914 war er einer der Ersten gewesen, die sich begeistert den kaiserlichen Truppen angeschlossen hatten, um den feigen Mord am österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand zu rächen. Und er gehörte dann auch zu den Ersten, die ihr Leben für das Vaterland ließen. Wie gesagt, er war ein Pechvogel.

Auf der Rückfahrt von Dießen nach München hatte Elisabeth ein menschliches Bedürfnis überkommen, welches wohl dem wässrigen Kaffee der Mutter geschuldet war. Und so hatte sie überlegt, nochmals umzukehren respektive Ausschau zu halten nach einem anständigen Gasthaus, als ihr eingefallen war, dass ihre Freundin, Helga Putzinger, ein kleines Bauernhaus in Utting besaß. Es lag fast auf dem Weg. Ihres Wissens war Helga in letzter Zeit sehr oft dort. Elisabeth hatte beschlossen, es einfach zu versuchen.

Die beiden jungen Frauen kannten sich erst seit einem halben Jahr, waren sie doch zur gleichen Zeit Schülerinnen der Gesangspädagogin Lilli Lehmann in München gewesen. Helga

und Elisabeth, beinahe im gleichen Alter, hatten sich auf der Stelle miteinander angefreundet, gleichwohl sie äußerlich wie auch vom Temperament her kaum unterschiedlicher hätten sein können: Helga war groß und blond, ihr Wesen überlegt und ausgeglichen; Elisabeth hingegen war klein und zart wie ein Sperling, mit schwarz glänzendem Haar und von quirliger Lebendigkeit.

Natürlich lernte Elisabeth bald auch Helgas Ehegatten Bubi kennen. In Bubis Taufschein stand der Name Egon, doch den Bubennamen wurde er sein Lebtage nicht mehr los – obwohl Elisabeth tatsächlich niemals jemanden getroffen hatte, auf den diese Verniedlichung weniger gepasst hätte. Alles an Bubi schien zu groß geraten: Hände, Füße, Nase, Kopf. Dazu war er massig wie ein Stier und recht laut, mit der Tendenz zur Rüpelhaftigkeit. Allerdings spielte er wunderschön und mit Leidenschaft Klavier. Elisabeth, selbst eine vortreffliche Pianistin, fand auf der musikalischen Ebene schnell eine verwandte Seele in Bubi.

Elisabeth und Gustav waren einmal an einem Sonntag beim Ehepaar Putzinger in Utting eingeladen gewesen. Zwar hatte Gustav nicht denselben Zugang zu Bubi gefunden wie seine Frau, doch er musste eingestehen, dass Helgas Mann äußerst belesen und gebildet war. Er entstammte einer alteingesessenen Münchner Familie, die unter anderem einen Kunstverlag ihr Eigen nannte. Das hatte Bubi Putzinger ermöglicht, im Ausland, an der Universität von Harvard, ein Studium zu absolvieren. Nach dem Studium hatte er einige Jahre in New York gelebt und die dortige Kunsthandlung geführt, welche sich im Familienbesitz befand.

Die beiden Herren hatten an jenem Nachmittag bei einer Zigarre am Kamin ein angeregtes Gespräch geführt und dabei auch über den unglücklichen Nichtschwimmer König Ludwig II. konferiert, da Bubi sich mit der Absicht trug, ein Buch über ihn zu schreiben.

Als Elisabeth nun in ihrer Not bei ihrer Freundin in Utting anlangte, war das Glück auf ihrer Seite: Helga war am Tag zuvor mit ihrem kleinen Sohn, Egon junior, und dem Hausmädchen aus München angereist. Voller Freude über das unerwartete Zusammentreffen hatte sie ihre Freundin auf einen echten Bohnenkaffee eingeladen.

Die beiden Damen schickten den Chauffeur in ein nahe gelegenes Gasthaus und verbrachten einen gemütlichen Nachmittag zusammen, der alsbald in den Abend überging.

Bekanntlich wird es im November früh dunkel, doch als die Standuhr im Esszimmer plötzlich sieben Uhr schlug, erschrak Elisabeth. Helgas Hausmädchen wurde eiligst zum Gasthof geschickt, um Elisabeths Fahrer zu benachrichtigen.

Helga war just dabei gewesen, ihre Freundin davon zu überzeugen, dass es klüger sei, wenn Elisabeth über Nacht bei ihr in Utting bliebe, da klopfte es energisch an der Tür.

In der Annahme, es sei Elisabeths Fahrer, öffnete die Dame des Hauses selbst und sah sich unvermittelt einer Gruppe schmutziger Männer gegenüber. Sie schienen erschöpft und blickten nervös um sich.

Wenn Helga sich über den Männerbesuch wunderte, so zeigte sie es nicht, sondern wahrte Contenance.

Später würde Helga Elisabeth erzählen, dass sie sofort gewusst hatte, dass etwas Schreckliches geschehen war, sonst hätte ihr Mann sie tags zuvor nicht ohne Erklärung mit dem kleinen Egon aus München fortgeschickt.

Elisabeth hingegen, die sich nur für wenig interessierte, das sich außerhalb ihrer musikalischen Welt abspielte – schon gar nicht für rauchgeschwängerte Männerangelegenheiten wie Republik, Politik und so weiter (all dies empfand sie als uninspirierend) –, war bar jeglicher Ahnung. Wenn es den Ausdruck *weltfremd* nicht schon gegeben hätte, für Elisabeth hätte er erfunden werden müssen.

Der Anführer der kleinen nervösen Schar war blass, unrasiert

und trug einen schmutzigen Trenchcoat. Trotz alledem bat ihn Helga ausgesucht höflich herein. Ein weiterer Mann stellte sich selbst als Dr. Schultz vor. Der Rest der Truppe sagte nichts und verteilte sich wachsam vor der Tür.

Da Elisabeth in Eile war und ihr Chauffeur überdies zur gleichen Zeit mit dem Wagen vorgefahren kam, blieb es bei einer flüchtigen Vorstellung. Elisabeth war freilich aufgefallen, dass der Mann im Trenchcoat an der Schulter verletzt zu sein schien.

Bei seinem Anblick hatte Elisabeth plötzlich ein merkwürdiges Gefühl von Flucht überkommen. Sie hatte sich daher in geradezu unziemlicher Hast von Helga verabschiedet, deren Aufmerksamkeit zu diesem Zeitpunkt jedoch in Gänze den merkwürdigen Besuchern galt.

Ihr Mann Gustav schob sie nun auf Armeslänge von sich und unterbrach Elisabeths Gedankengang. Verständnislos fragte er nach: »Was hast du gerade gesagt, Elisabeth? Wen hast du heute getroffen?« Dabei führte er sie in den Salon und schloss die Türen.

Da erzählte ihm Elisabeth alles: Dass sie nach ihrem Besuch bei ihrer Mutter noch in Utting bei Helga gewesen war und dort jenen blassen Österreicher getroffen habe, dessen Name ihr entfallen war.

»Mein Gott!«, rief Gustav und wurde noch blasser, fast schüttelte er seine Frau, die er immer noch an den Armen gepackt hielt. »Das war der Hitler! Du hast Adolf Hitler getroffen. Ganz München sucht den Mann! Dieser Verbrecher hat gestern versucht, gegen die Regierung zu putschen. Und jetzt versteckt er sich bei den Putzingers?«

»Ach, darum überall die Straßensperren. Das war ein grässlicher Hindernislauf hierher, Gustav. Darum bin ich auch so spät, wir mussten ...«

»Das ist doch jetzt nicht wichtig, Elisabeth«, unterbrach Gustav seine Frau, was er sonst niemals tat. »Wichtig ist, dass du

jetzt da bist und dir nichts passiert ist. Es hat viele Tote gegeben. Ich bin vor Sorge um dich beinahe verrückt geworden. Jetzt brauche ich erst einmal einen Cognac. Dann erzähle ich dir alles.«

Nachdem er sich eingeschenkt und einen Schluck genommen hatte, sagte Gustav eindringlich: »Hör mir zu, Elisabeth. Du darfst niemandem erzählen, dass du den Mann heute gesehen hast, und vor allem nicht, wo. Es ist schlimm genug, dass er Helga und Bubi da mit hineingezogen hat. Ich will mit diesem Mann nichts zu tun haben. Er ist gefährlich.«

Danach berichtete ihr Gustav von den weitreichenden Ereignissen, wie sie sich am Abend zuvor, nämlich am 08. November 1923, in München zugetragen hatten.

Anführer einer aufstrebenden Partei in Bayern hatten vom Münchner Bürgerbräukeller aus einen Putschversuch unternommen. Am nächsten Mittag waren die Putschisten durch die Stadt marschiert und an der Feldherrnhalle am Odeonsplatz durch regierungstreue Truppen gestoppt worden. Dabei hatte es fast zwei Dutzend Tote gegeben.

Die Revolution war gescheitert, der Anführer und seine Mitstreiter befanden sich auf der Flucht.

Noch immer stand Gustav im Bann der ungeheuerlichen Ereignisse. Ein Putsch, um die bayerische Regierung zu stürzen! Kein Wunder, dass München zur Stunde einem brodelnden Kessel kurz vor dem Überkochen glich; überall in der Stadt wurde fieberhaft nach den flüchtigen Revolutionären gefahndet.

Den an dem vereitelten Putsch ebenfalls beteiligten General Ludendorff, einen verdienstvollen Helden des Ersten Weltkriegs, hatte man bereits im vollen Ornat seiner kaiserlichen Uniform in Gewahrsam genommen.

Um des Rädelsführers habhaft zu werden, setzte der bayerische Ministerpräsident und seit Kurzem Generalstaatskommissar, Ritter von Kahr, die volle Wucht der ihm zur Verfügung stehenden Staatsmacht ein. Von Kahr hatte es mehr als nur per-

sönlich genommen, dass Hitler ihn stundenlang im Bürgerbräukeller festgehalten, gedemütigt und schließlich mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen hatte, sein schriftliches Einverständnis zur Bildung einer neuen Regierung zu geben, die *Deutschland aus Not und Schmach* erretten sollte.

Dabei war der Mann noch nicht einmal Deutscher, sondern Österreicher! *Soll er doch Österreich retten und die Finger von den Deutschen lassen*, hatte Gustav erbost ergänzt.

Kaum dass Gustav seine Elisabeth über die schockierenden nächtlichen Ereignisse unterrichtet hatte, schlug die Haustürglocke an.

Ottilie, das Hausmädchen, öffnete und verkündete sodann, *dass der Herr Doktor zu einer dringenden Geburt gerufen werde*. Sie ergänzte noch wichtig: »Steißblage.« Ottilie pflegte einen guten Kontakt zur Hebamme des Bezirks. Sie nahm überhaupt an allem und jedem Anteil, gefragt oder ungefragt, und man konnte sie daher getrost als eine Art inoffizielle Kolumnistin des Viertels bezeichnen.

Nun schlüpfte der Doktor in seinen Mantel, den die beflissene Ottilie neben dem Arztkoffer schon für ihn bereithielt. Zuletzt setzte er sich den Hut auf und eilte – nach einem flüchtigen Kuss für die Gattin – davon, um einer werdenden Mutter beizustehen.

Anfangs hatte die Absicht des Doktors, zu heiraten, Ottilie schlaflose Nächte beschert. Immerhin herrschte sie seit fast sechs Jahren – seit die Eltern des Doktors kurz hintereinander verschieden waren – allein über ihn. Doch weil alles, was der Doktor tat, in Ottilies Augen gut und richtig war, hatte sich ihr innerer Aufruhr bald gelegt.

Zudem war die gnädige Frau von einer solchen Berühmtheit, dass sich dies auf Ottilies Ansehen und Stellung innerhalb des Dienstbotenzirkels am Prinzregentenplatz niedergeschla-

gen hatte. Außerdem pfuschte die Frau Doktor ihr in keine haushaltlichen Belange hinein. Was wollte man mehr?

Ottilie war das Ebenbild stabiler Robustheit, mit gesunder Hautfarbe und einem noch gesünderen Appetit. Sie hatte nur einen Makel: Unerklärlicherweise litt Ottilie an einer entsetzlichen Angst vor Gewittern. Sobald es blitzte und donnerte, flüchtete sie sich unverzüglich in den Gewölbekeller und ward nicht mehr gesehen.

Der Doktor hatte einmal scherzhaft angemerkt, dass sie wahrscheinlich zusammen mit Hans – der Hausdiener folgte Ottilie treu wie ein Schatten – an der nächsten Arche Noah werkte. Dieser Ausspruch wurde bald zum geflügelten Wort unter allen Mitgliedern des Haushalts. Wer immer nach der gerade nicht auffindbaren Ottilie fahndete, erhielt die prompte Antwort: »Sie baut an der Arche.«

Wenn sich später jemand aus der Familie an die glücklichen Tage in München zurückbesann – jener Zeit, bevor die Nationalsozialisten an die Macht gelangten –, dann gedachten sie ihrer stets als der »Arche-Noah-Zeit«.

Ordnung und Reinlichkeit bestimmten Otilies Leben. Da die Wohnung dies stets widerspiegelte, sah man ihr die Schrulle gerne nach. Außerdem hatte sie ein großes bayerisches Herz, das seit Langem für den Hausdiener Hans schlug. Otilies Hans war von schlichtem Gemüt und gutem Willen.

Als Elisabeth ihn das erste Mal erblickte, hatte sie spontan ausgerufen: »Ach du meine Güte, ein fescher Bursche! Er sieht ja aus, als hätten die Götter selbst ihn im Olymp gezeugt!« Sie hatte recht. Mit seiner riesenhaften Gestalt von beinahe zwei Metern wäre Hans ein idealer Kandidat für die Leibgarde des Alten Fritz und dessen Vater, des Soldatenkönigs selig, gewesen. Im Volksmund erinnerte man sich noch gerne an die Garde der »Langen Kerls«. Denn seit dem Ende der Monarchie, dem verlorenen Krieg und dem darauffolgenden politischen Gerangel der neuen Weimarer Republik gab es nicht we-

nige Alte, die den glanzvollen Zeiten der legendären Preußenkönige nachtrauerten.

Hans, nicht ahnend, dass er dem Idealbild der von den aufstrebenden Nationalsozialisten propagierten Herrenrasse entsprach, hatte einen älteren Bruder mit Namen Franz. Dieser Franz war eine weit gröbere Ausgabe von Hans. Bereits seit 1921 sang, brüllte und marschierte er – meistens alles gleichzeitig – in der paramilitärischen Sturmabteilung. Kein Wunder also, dass bei derart vielen und gleichzeitig ablaufenden Aktivitäten kein Raum mehr zum Denken blieb. Diese Ansicht vertrat jedenfalls Otilie, die Hans' Bruder Franz zutiefst verabscheute.

Hans selbst verfügte über keinerlei eigene Meinung. Er richtete sich voll und ganz nach den Befindlichkeiten seiner Otilie.

Die Umtriebe von Bruder Franz und dessen blassem Revolutionsanführer verlangten Otilie nicht mehr als ein verächtliches Schnauben ab. »Geh, hör ma doch auf mit dem Gschafthuber und seinem windigen Schnäuzer unter da Nosn!«, fuhr sie ihren Hans an, als er mal wieder die Lobreden seines Bruders Franz wiederholte. Wenn ein Mann nicht einmal einen anständigen Bart hinbekam, war das für Otilie hinlänglich Beweis für seine Unfähigkeit.

Dieser für Otilies Maßstäbe kaum nennenswerte Temperamentsausbruch ereignete sich, als Hans Otilie gefragt hatte, wie sie dazu stünde, wenn er, dem Wunsch seines älteren Bruders Franz entsprechend, sich ebenfalls der Sturmabteilung anschliesse. Wie immer fügte sich Hans Otilies Wünschen. Damit schien die Angelegenheit für sie beide erledigt. Das dachten sie zumindest.

Die Ehegatten bewohnten zehn Zimmer im letzten und vierten Stockwerk des 1901 erbauten Jugendstilpalais am Rande des Prinzregentenplatzes, das Gustav von seinen Eltern geerbt hatte.

Er besaß noch einen Bruder, einen mäßig erfolgreichen Maler, der mit seiner Frau in Nürnberg lebte.

Die Praxisräume des Hausherrn lagen im Parterre. Die drei Bediensteten – neben Otilie waren das die Köchin Bertha und der Hausdiener Hans – hatten ihre eigenen Kammern auf dem Spitzboden unter dem Dach.

Das erste Stockwerk war an immens reiche Amerikaner vermietet, an die sich niemand im Haus mehr richtig erinnern konnte, weil sie schon ewig nicht mehr da gewesen waren, zuletzt zwei Jahre vor dem Großen Krieg, wie Otilie beteuerte. Die Miete und die anteiligen Auslagen wurden jedoch weiterhin regelmäßig auf Gustavs Bankkonto entrichtet.

Der zweite Stock stand ebenfalls seit vielen Monaten leer, und das würde aufgrund der gegenwärtigen Wirtschaftskrise sicherlich noch länger so bleiben. Im dritten residierte ein pensionierter General, der so alt war, dass man ihn bereits 1914 nicht mehr haben wollen. Eine Ungeheuerlichkeit, wie er selbst lautstark vertrat, wenn man das Pech hatte, ihm im Treppenhaus in die Arme zu laufen. Dann konnte man beinahe den Eindruck gewinnen, dass er den Krieg im Alleingang für Kaiser Wilhelms Deutschland entschieden hätte. Tatsächlich war er eine lebende Requisite aus dem 19. Jahrhundert. Zu seinen Erkennungszeichen gehörten – außer dass er marschierte, als würde er noch immer hinter Trommel und Querpfeife herziehen – ein Monokel, ein Gehstock, ein Gehrock, ein Zylinder und eine ganze Phalanx an Orden, die stolz an seiner eingefallenen Brust prangten.

Böse Zungen, zu denen die von Otilie zweifellos zählte, behaupteten, dass er sie des Nachts auch an seinen Schlafrock heftete. Das Beste aber an dem General war, dass er so gut wie taub war; solcherart Nachbarn waren bei Musikern gern gesehen – ebenso wie abwesende Amerikaner.

Kapitel 6

Es war der Pfarrer, welcher auch gleichzeitig der Chorleiter der bescheidenen Kirche St. Leopold im 2. Wiener Außenbezirk war, der einst die ersten Schicksalsweichen für das zehnjährige Schusterkind Elisabeth gestellt hatte.

Von der ersten Sekunde an war er von ihrer reinen Stimme gefangen genommen gewesen, die seinen kleinen Chor adelte. Nicht lange, und es sprach sich im Viertel herum, dass in der Kirche ein Engel Gottes sang; niemals zuvor hatte St. Leopold mehr Zulauf bekommen. Bald standen die Menschen bis nach draußen an und warteten geduldig, um dem Kind zu lauschen.

So geschah es, dass ein Mitglied der Kirchengemeinde einen Freund auf das Mädchen aufmerksam machte. Dieser Freund war in der Welt der Musik bekannt und von großem Einfluss. Bald lauschte er höchstpersönlich der einmaligen Stimme und prophezeite Elisabeth eine große Karriere. Er arrangierte für sie ein Vorsingen am Mozarteum in Salzburg. Elisabeth fuhr mit ihren Eltern hin und erhielt noch im selben Jahr ein Stipendium.

Der Abschied von ihren Eltern war herzerreißend, aber die Entscheidung richtig. Bereits Anfang 1920, mit gerade einmal zwanzig Jahren, debütierte Elisabeth in Salzburg unter dem Mädchennamen ihrer Mutter, Malpran – der Name Kasegger erschien für die künstlerische Karriere eher ungeeignet –, als Marguerite in Gounods *Faust*.

Erste Berühmtheit erlangte sie in ihrer Rolle als Desdemona in Verdis *Otello* nur ein knappes Jahr später, anlässlich ihres De-

büts an der Berliner Staatsoper Unter den Linden. Von dort aus begann sie ihre internationale Karriere, die sie nach Mailand, Paris, Brüssel und Rom führen sollte. Ein neuer Stern am Opernhimmel war aufgegangen.

Kapitel 7

Der Doktor kehrte erst am frühen Morgen zurück, bleich, müde und mit dunklen Bartstoppeln. Es war tatsächlich eine Steißgeburt gewesen, eine Mühsal für jeden Arzt, allerdings nie so sehr wie für die werdende Mutter.

Darum kam das Thema der fehlgeschlagenen Revolution erst am nächsten Tag wieder zur Sprache; der Doktor hatte nach kaum zwei Stunden Schlaf in die Praxis gemusst, während die Dame des Hauses noch ruhte. Nun traf man sich zum gemeinsamen Mittagmahl im Speisesalon.

Zum Missfallen seiner Gattin rührte Gustav dieses kaum an, sondern verschwand sogleich hinter seiner Pflichtlektüre, den *Münchener Neuesten Nachrichten*. Gustavs Freund Fritz Gerlich fungierte seit 1920 als deren Chefredakteur.

Selbstverständlich waren der Putschversuch und die Suche nach dem Flüchtigen der Aufmacher des Tages. Gleich neben dem Leitartikel prangte das blasse Konterfei des Revolutionärs. Das entdeckte Elisabeth aber erst, als ihr Gatte die erste Seite umschlug und somit vollständig hinter der Zeitung abtauchte.

Sie schmolte ein wenig, weil er der Lektüre mehr Aufmerksamkeit als dem Essen widmete, ganz zu schweigen von ihrer entzückenden Präsenz. Sie hatte sich heute besonders für ihn zurechtgemacht und sah geradezu bezaubernd aus, wie Ottilie ihr beige verpflichtet hatte, in ihrem maßgeschneiderten blauen Tageskleid, das ihre zarten Konturen perfekt zur Geltung brachte.

Nun, da sie das Bild erkannt hatte, wusste sie, wie sie die ungeteilte Aufmerksamkeit ihres Gatten auf sich lenken konnte.

Mit ihrer melodischen Stimme rief sie über die Zeitung hinweg: »Sieh an, da ist er ja, Gusterl, dort auf dem Titel. Der Mann, den ich gestern Abend bei Helga getroffen habe. Wirklich, ich verstehe einfach nicht, was alle für ein Spektakel um diesen Mann veranstalten. Ich fand ihn absolut fad. Und stell dir vor, nicht einmal rasiert war der! Ein kleiner Mann. Otilie hält auch nichts von ihm. Wirklich, man sollte doch mehr auf die Stimme des Volkes hören. Die haben ein Gespür für so etwas.«

Die erzielte Wirkung war sensationell. Gustav zuckte zusammen, als hätte man ihn angeschossen. Die Zeitung entglitt seinen Fingern. Bei dem Versuch, sie mit einer schwungvollen Handbewegung doch noch zu fassen zu bekommen, stieß er seine fast volle Kaffeetasse vom Tisch.

Felix, der Dackel, der wie immer unter dem Tisch gelauert hatte, sprang jaulend von dannen und roch noch zwei Tage später nach Kaffee. Gustav indes ignorierte sowohl das Malheur als auch den Dackel.

Er starrte Elisabeth über den Tisch hinweg an. »Um Himmels willen, Elisabeth! Du hast doch hoffentlich nicht Otilie verraten, dass du den Mann gestern gesehen hast?« Mit Entsetzen dachte Gustav an Otilies Zunge, die sich an jeder Nachricht wetzte. Wenn bekannt würde, dass seine Frau den Hitler in persona getroffen hatte – nicht auszudenken, welche Folgen dies hätte in diesen unruhigen Zeiten! Fieberhaft überlegte er, wie viele Leute wussten, dass seine Frau eng mit Helga Putzinger befreundet war. Im Geiste sah Gustav bereits ein Dutzend von Kahrs Gendarmen sein Haus stürmen.

Die besondere Verbindung von Bubi Putzinger zu Adolf Hitler war hinreichend bekannt. Bubi hatte Hitler sogar zum Paten des kleinen Egon gemacht! Gustav wusste, dass Putzinger an die politische Zukunft jenes Mannes glaubte und den öster-

reichischen Exgefreiten mit großem Einsatz förderte. So war es ihm in kurzer Zeit gelungen, Hitler in die Münchner bürgerliche Prominenz einzuführen, die die Politik des ehemaligen Wiener Obdachlosen mit großzügigen Parteispenden und egoistischen Hintergedanken finanzierte. Mehr und mehr füllte Bubi dabei die Rolle des inoffiziellen Pressesprechers Hitlers aus. Er brüstete sich sogar damit, dem Hitler die Idee mit den Fackelmärschen suggeriert zu haben, weil er als Student in Harvard selbst erlebt hatte, wie imposant und effektiv sie in ihrer Wirkung sein konnten.

Und er hatte das Kunststück zuwege gebracht, vorgestern im Bürgerbräukeller, also inmitten des wütenden Putsches, eine spontane Pressekonferenz für die anwesenden ausländischen Berichtersteller, vornehmlich Amerikaner, abzuhalten. Das hatte Gustav am Morgen ein Patient zugetragen, der eine unangenehme nächtliche Begegnung mit einer flüchtenden SA-Rotte gehabt hatte.

Elisabeth, glücklich, die uneingeschränkte Aufmerksamkeit ihres Gatten errungen zu haben, gab zwitschernd noch einmal ihre kurze Begegnung im Haus der Putzingers zum Besten. Dabei konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, das Ganze mit der ihr angeborenen Theatralik auszuschnücken, indem sie das zufällige Zusammentreffen verlängerte, Helgas umsichtiges Handeln betonte und deren besonderen Mut herausstellte: »Also, das eine weißt, Gusterl. Ich hätte mich vor so vielen schmutzigen Männern am Abend garantiert gefürchtet.« Als sie ihren Bericht beendet hatte und ihrem Gatten mit einem Lächeln signalisierte, wie sehr es sie freute, unvermittelt ins Zentrum eines wichtigen Geschehens geraten zu sein, hatte dieser große Mühe, an sich zu halten. Am liebsten hätte er seine Gattin wie einen Pflaumenbaum geschüttelt. Schließlich waren die Revolutionäre bewaffnet, überaus gefährlich und aufs Schärfste verfolgt. Und darum zu allem fähig. Elisabeth, die be-

rühmte Sopranistin, hätte leicht als ihre Geisel enden können. Solcherlei Bedenken wären Elisabeth jedoch selbst niemals gekommen.

Dies war der Augenblick, in dem Gustav das erste Mal die Befürchtung beschlich, ob er sich in seiner Rolle als Professor Higgins aus *Pygmalion* nicht ein wenig überschätzt hatte.

Von Anfang an hatte Gustav um die heiteren Schwächen Elisabeths gewusst, die zwar eine schöne Seele besaß, die aber noch einer bedachten Formung bedurfte – eine Aufgabe, zu der er sich berufen gefühlt hatte. Aber Elisabeth war nicht Eliza, das Blumenmädchen.

Gustav stellte sich nun die späte Frage, ob er ein ewiges Kind von dreiundzwanzig Jahren geheiratet hatte. Äußerlich eine wunderschöne junge Frau, innerlich jedoch rührend unschuldig – ein kleines Mädchen, das geliebt und gelobt werden wollte. Er warf seine gesamte Liebe in die Waagschale, um sich jetzt nicht in Adjektiven wie *blauäugig* oder gar *töricht* im Zusammenhang mit dem wahrlich bezaubernden Geschöpf an seiner Seite zu ergehen.

Und wie gewöhnlich, wenn er auch nur andeutungsweise Gefahr lief, eine negative Eigenschaft an seiner zärtlich geliebten Gattin zu entdecken, relativierte er diese auf dem Fuße, indem er selbst eine Entschuldigung für sie fand: Natürlich, Elisabeth hatte fast ihr gesamtes Dasein in der isolierten Welt der Musik verbracht. Sie lebte fern und entrückt von allem, beinahe wie im Inneren einer Schneekugel. Diesen Platz hatte sie sich selbst erwählt, teilte ihn mit den Partituren und Schöpfungen vergangener Meister, deren verlängerter Atem sie im Hier und Jetzt war. Es war die Kunst der Interpretin Elisabeth, die der Musik Leben einhauchte. Der Glanz ihrer Stimme war es, der den Melodien der Komponisten Unsterblichkeit verlieh.

Während Gustav Elisabeths Verhalten zum Erhalt seines Seelenfriedens in schmeichelndes Licht rückte, erinnerte er sich daran, wie Elisabeth für alles, ob für die Belanglosigkeiten des

Lebens oder die prägenden Ereignisse, stets einen Bezug zur Musik herstellte.

Versuchte seine junge Gattin zum Beispiel im Restaurant ein neues Gericht, und es schmeckte ihr besonders, konnte es passieren, dass sie vor allen anderen Anwesenden in Begeisterung ausbrach und ohne Scheu rief: »Oh, das zergeht so leicht und fein auf der Zunge, das schmeckt wie Vivaldi!« Elisabeths Temperament schäumte wie Champagner.

Unvergesslich waren ihm auch ihre Flitterwochen an der Ostsee. Das Wetter rau, der Wind stürmisch, hatten sich die Wolken am Himmel bedrohlich grau über ihnen getürmt. Alle anderen Spaziergänger machten schleunigst kehrt und zogen sich auf einen heißen Tee mit Rum zurück. Doch Elisabeth wollte unbedingt am Meer verweilen, das sie an diesem Tag zum ersten Mal erblickt hatte. Sie riss sich los von Gustav und stürmte der tosenden See entgegen – ein winziger Kontrastpunkt zum gewaltigen Horizont. Blitzschnell hatte sie ihre Knopfstiefel von sich geschleudert, ihr Kleid gerafft und sich dann beinahe selbst kopfüber ins Meer gestürzt, hätte ihr frisch angetrauter Ehegatte sie nicht im letzten Moment daran gehindert.

Mit einer Inbrunst, deren Klang ihm auch heute noch durch Mark und Bein fuhr, hatte sie die Arme ausgebreitet und, ihr nasses kleines Gesicht dem Meer zugewandt, gerufen:

»Das ist es! Ja, genau so muss es gewesen sein. Spürst du es, kannst du es fühlen, Gustav? Die Ouvertüre der jungen Welt, als Gott sie schuf? Das ist *Tristan und Isolde*, das ist Leidenschaft und Liebe, Sturm und Kraft. Das ist das Ungewisse der Gewalten!«

Ihre Knopfstiefeletten segelten derweil neuen Ufern entgegen.

Ganz so ahnungslos und weltfremd, wie es den Eindruck machte, war Elisabeth dann aber doch nicht: Sie hatte eine feinsinnige Künstlerseele, die sich wohl nach der Musik verzehrte

und sich fast allem zu entziehen suchte, das nicht ihren inneren Ton traf, aber sie verfügte auch über ein feines Gespür für Menschen.

So hatte Elisabeth für eine Weile eine Konzertpause eingelegt, um alle Annehmlichkeiten und Freiheiten einer verheirateten Frau zu genießen. Jedoch übte sie nach wie vor und mit der strengen Disziplin der studierten Sängerin täglich ihre Stimme und begleitete sich dabei selbst am Klavier.

Gustav, der selbst für seine Arbeit als Mediziner brannte, zeigte von jeher großes Verständnis für all jene, die ihrem Beruf mit Liebe und Inbrunst nachgingen. Daher hatte er auch nicht einen Augenblick gezögert zuzustimmen, als seine Gattin für den Februar 1924 einen Ruf an die Mailänder Scala erhielt, um dort in Verdis *Traviata* die Violetta zu singen. Ihren Alfredo würde der berühmte italienische Startenor Beniamino Gigli geben. Mitte Januar würden die Proben beginnen, und Elisabeth freute sich schon sehr darauf. Die Rolle der Violetta war ihr eine der liebsten.

Dabei verdankte sie ihnen für eine Sopranistin sehr frühen Erfolg nicht allein ihrer herausragenden Stimme und ihrer bildschönen, exotischen Erscheinung, sondern vor allem auch ihrer Darstellung. Trotz ihrer Jugend war Elisabeth bereits eine Tragödin von Format, der die Kritiker bezwingende Expressivität bescheinigten.

Aber noch weilte die Künstlerin in München und übte sich in der Partitur der frisch angetrauten Ehegattin, der einzig und allein das Wohlbefinden ihres Mannes am Herzen zu liegen hatte. Nach drei Monaten Ehe hatte sie bereits ein wenig gelernt, in der Miene ihres Gatten zu lesen.

Elisabeth widmete sich dieser für sie neuen Aufgabe in ihrem Leben mit dem gleichen Eifer, mit dem sie sonst eine neue Gesangsrolle studierte. Und so erging sie sich in Überlegungen, ob sie schon nach dem Nachmittagskaffee läuten solle

oder ob ihr Gatte lieber noch ein wenig seine medizinischen Schriften konsultierte. War er in der Stimmung für einen Spaziergang oder gar aufgeräumt genug für einen abendlichen Besuch in dem neuen Lichtspielhaus, welches Elisabeths besondere Leidenschaft war? Gerade war *Der böse Geist Lumpaci Vagabundus* mit Hans Albers angelaufen, den sie unbedingt sehen wollte.

Natürlich waren dies keine weltbewegenden Themen, dienten sie doch einem beschaulichen Leben, das sich vornehmlich auf männliche Befindlichkeiten beschränkte. Aber mit ihren Bemühungen bewies Elisabeth, dass sie durchaus verstanden hatte, dass ihr Leben keine immerwährende Aufführung darstellte, in der am Schluss der Vorhang fiel und man Ovationen und Blumensträuße erntete.

So war es Elisabeths fester Wille, die ersten zaghaften Schritte aus dem Schatten zu wagen, den die Musik auf sie warf, und ihrem Gustav in ihrer Gedankenwelt einen ebenbürtigen Stellenwert einzuräumen.

Bevor Elisabeth ihrem Gustav begegnet war – eine Kollegin hatte ihn ihr wegen einer nicht abklingen wollenden Erkältung empfohlen –, hatte sie mit Männern wenig im Sinn gehabt und auch keinerlei Bedürfnisse in dieser Richtung verspürt. All ihr Denken und ihre Zeit widmete sie der Musik; Begabung war zwar eine Voraussetzung, aber Können musste man sich hart erarbeiten.

Und es gab einen weiteren Grund für ihre Zurückhaltung: Sie hatte von ihrer Mutter gelernt, dass man einen Menschen über alle Maßen lieben und trotzdem die meiste Zeit über sehr traurig und unglücklich sein konnte.

Elisabeth aber wollte sich nicht sorgen, sie wünschte sich ein glückliches und umjubeltes Leben. Sie wollte sich lebendig fühlen, singen, tanzen, spielen und in ferne Länder reisen. Sie war jung.

Und dann kam Gustav. Dieser wunderbare, große dunkle Mann, der unentwegt beeindruckende Dinge tat oder sagte und der schönere und sensiblere Hände besaß als alle Pianisten dieser Welt. Gustav hatte in ihr jene unbekannte, berauschte Melodie entzündet, die von nun an jeden Tag in ihrer Seele erklang.

Gustav hatte indessen sowohl die Zeitung als auch die verlorene Sprache zurückerobert – nur leider nicht seine gewohnte Gemütsruhe. Er hielt Elisabeth nun einen ernsthaften Vortrag, dessen Quintessenz nur allzu rasch im Kopf seiner Gattin verblasste. Da er aber sehr viele Worte wie *gefährlich, sich vorsehen, nicht mehr allein ausfahren* et cetera beinhaltete, verstand Elisabeth dessen praktische Auswirkung sehr wohl. Es bedeutete, dass Gustav im Begriff stand, ihre persönliche Freiheit einzuschränken!

Das gefiel Elisabeth gar nicht, hatte sie doch ihren neuen Habitus als verheiratete Frau und die damit einhergehenden Eigenständigkeiten schätzen gelernt.

Als junge, unmündige Stipendiatin war sie im Mozarteum stets an der kurzen Leine gehalten worden. Bei ihren ersten Karriereschritten hatte ihr das Kollegium einen Beobachter zur Seite gestellt, den der Stiftungsrat dazu auserkoren hatte, all ihre Bewegungen zu überwachen. Der Mann war ihr tatsächlich auf Schritt und Tritt gefolgt. Dies war ihr sehr lästig gewesen, zudem er in seinem schäbigen Anzug einen recht unangenehmen Geruch verbreitet und Elisabeth deshalb ständig einen großen Vorrat an Parfüm mit sich herumgetragen hatte. Immerhin hatte man nach ihren ersten Erfolgen weitere Finanzmittel aufgebracht, die es erlaubten, dass ihre Mutter Maria, die lediglich eine kleine Kriegerwitwenrente bezog, sie fortan als Anstandsdame begleiten durfte.

Für ihre gottesfürchtige Mutter war die aufregende und hektische Welt der Oper, in die sie durch ihre Tochter geraten war,

kaum je fassbar geworden. In langem Rock und mit wollenem Schultertuch wartete sie wie das Versatzstück einer vergessenen Aufführung hinter den Kulissen. Ungläubig betrachtete sie die vielen Menschen, die grell geschminkt und oft nur leicht bekleidet zwischen den einzelnen Akten achtlos an ihr vorüberhasteten. Aber sie äußerte nie ein Wort des Tadels, bewunderte ihre Tochter und genoss das stille Glück, mit ihr vereint zu sein.

Wenn es also um ihre persönlichen Freiheiten ging, so reagierte Elisabeth durchaus empfindlich. Es fehlte wahrlich nicht viel, und der erste Streit hätte das junge Eheglück getrübt.

Aber wie die Musik war auch Spontaneität eine Gottesgabe. Elisabeth war eine Meisterin in dieser Disziplin. Einem jähen Impuls folgend, sprang sie auf, lief um den Tisch herum zu ihrem Gatten und legte ihm beide Arme um den Hals. Ihren schmalen Kopf fest an seine Wange gedrückt, gurrte sie: »Ach, mein Liebster, lass uns nicht länger über diese schrecklichen Dinge sprechen. *Wiederholungen machen die Dinge nur beim Üben besser*, sagt mein Impresario immer. Ich kann schließlich nichts dafür, dass dieser Hudler zu der Helga wollte. Schau, ich verspreche dir ganz fest, dass ich nie mehr ohne das lange Hanserl als Begleitung ausgehen werde. Alles gut?« Gustav atmete den süßen Duft ihrer Haut, notierte im Geiste zerstreut, dass sie den richtigen Namen des Mannes schon wieder vergessen hatte, und streckte die Waffen.

Ein anschließender Kuss auf die Wange ihres Gatten glättete die Wogen gänzlich, trotzdem sah sich Gustav bemüßigt nachzusetzen: »Es ist gut, Elisabeth. Aber vergiss nicht, dass du mir versprochen hast, niemandem ein Wort darüber zu verraten, dass du gestern in dem Haus in Utting gewesen bist. Und schon gar kein Wort zu Ottilie. Ich spreche mit Helga. Sie wird verstehen, dass ich solcherlei in diesen unruhigen Zeiten für gefährlich halte. Vor allem solange dieser Hitler auf der Flucht ist. Gut, dass dich Helga unter meinem Namen vorgestellt hat.«

Dann fiel ihm noch etwas ein: »Dieser Chauffeur, hat er etwas bemerkt?«

Wo andere in eine Denkerpose verfielen, zog Elisabeth nur ihre entzückende Nase kraus. »Ich denke nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Wagen erst in den Hof gefahren kam, als die Herren schon im Flur standen. Da hat er, wenn überhaupt, bestenfalls den Hinterkopf gesehen. Um ihn brauchst du dir keine Gedanken zu machen, mein Gusterl. Soll ich dir jetzt etwas auf dem Pianoforte vorspielen?«

Nur einen Tag später, am 11. November, stürmte Otilie in die Küche. Bertha stand am Herd, Hans saß am Tisch und reparierte den lockeren Griff einer Pfanne.

»Jessas!«, verkündete Otilie ihre triumphalen Neuigkeiten, die sie vom Wochenmarkt mitgebracht hatte. »Jetzt hams'n g'schnappt, den feinen Herrn Hitler. Bei den Putzingers hat er sich versteckt, in Utting draußen. Im Schlafanzug und Frotteemantel vom Hausherrn ham'sen ab'geführt. Des hätt ich gern g'sehn, wo der Herr Putzinger doch mindestens einen halben Meter höher und breiter is als des halbe G'stell. Ein Wachtmeister aus Utting war's, zamm mit dreißig Polizisten aus München. Ich weiß gar net, wozu es für den Heini so viele Polizisten brauchen dat.« Otilie verpasste ihrem Hans eine liebevolle Kopfnuss und ergänzte: »Jetzt ko sich dein Bruder Franz aber warm anziehen. Hoffentlich sperrn's die beiden Depp'n in dieselbe Zelln, dann können's zamm marschieren und singen.«

Die Politik im Allgemeinen und der Hitler im Besonderen rückten dann sehr schnell in den Hintergrund. Wenige Tage später stellte sich heraus, dass Elisabeth ein Kind erwartete, und das, obwohl der Doktor eigentlich wusste, wie man aufpasst.

Die Eheleute hatten bei ihrer Hochzeit das Thema Kinder mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Offenheit besprochen – denn der Doktor wusste um die Ängste und Nöte einer Gebärenden und kannte die Komplikationen einer Geburt.

Man konnte die Ansichten des Doktors daher getrost als modern bezeichnen, wenn er die Meinung vertrat, dass eine Mutter die Anzahl ihrer Kinder selbst bestimmen sollte und ebenso den Zeitpunkt, wann sie sich selbst für diese Verantwortung bereit fühlte.

Das Paar hatte daher den durchaus vorhandenen Kinderwunsch bewusst auf einen späteren Zeitpunkt gelegt. Aber manchmal entwickeln sich die Dinge ja bekanntlich anders als geplant.

Damit hatten sich Mailand, *La Traviata* und die Violetta vorerst erledigt.

TEIL 3

Deborah

Kapitel 8

Die Arche Noah

Juni 1924

Gustav und Elisabeth waren sich von Anfang an darin einig, ein Wunderkind gezeugt zu haben, und die Namen waren schnell verhandelt: Wenn es ein Mädchen wäre, würden sie es Deborah nennen, nach Gustavs verstorbener Mutter.

Sollte ihnen ein Junge beschieden sein, würde er Wolfgang heißen, nach Amadeus Mozart, Elisabeths großem Idol.

Die Geburt der kleinen Deborah im Juni 1924 erfolgte an einem sonnigen Tag im Zodiakus der Zwillinge, dem Sternzeichen, dem man nachsagte, dass besonders viele Künstler unter ihm geboren waren. Der Glücksstern strahlte in der Tat für die neue Erdenbürgerin: Ihr künftiges Zuhause war glücklich und von Musik erfüllt, mit Eltern, die sich und ihr Kind leidenschaftlich liebten, und mit allen bürgerlichen Annehmlichkeiten.

Wenn Gustav das Wunder der kleinen Deborah in ihrer Wiege betrachtete, erblickte er in ihr das Versprechen auf eine bessere Zukunft. Gleichzeitig rückte ihm dann auch die vergangene und die gegenwärtige Zeit sehr nahe ins Bewusstsein, eine Zeit, in der viele Menschen Hunger litten und in der die Angst vor einer ungewissen Zukunft vorherrschte.

Kaum sechs Jahre war es her, dass Deutschland den verlustreichsten Krieg der Menschheitsgeschichte verloren hatte. Er war selbst im Krieg gewesen und hatte das Elend und die Sinnlosigkeit als Arzt an vorderster Front miterlebt.

Weitaus mehr Sorgen bereitete ihm jedoch die danach ein-

setzende katastrophale Entwicklung, die sein Heimatland endgültig an den Rand des Abgrunds rückte: Die Novemberrevolution und der Sturz des Wilhelminischen Kaiserreichs, besiegelt mit dem Versailler Friedensvertrag von 1919. Der Diktatfrieden verlangte horrenden Reparationszahlungen an die Siegermächte und ging mit schweren sozialen Unruhen einher, die einen Bürgerkrieg ausgelöst hatten und schließlich in die Weimarer Republik gemündet waren – einer Republik mit über dreißig verschiedenen Parteien, die sich gegenseitig auf den Füßen herumtraten, sich behinderten, miteinander stritten.

Neben dem anhaltenden Terror der Kommunisten-Horden, dem sogenannten *Schwarzen Block*, war es jedoch der zunehmende Antisemitismus, der Gustav besonders erschütterte. Die Feindschaft und Gewalt gegenüber Juden hatten sich seit dem Ende des Kaiserreichs radikalisiert; jüdenfeindliche Aktionen wurden geradezu zu einem Charakteristikum der neuen Weimarer Republik, die als *verjudet* galt. Jüngstes und prominentestes Opfer war der erste jüdische Reichsaußenminister, Walther Rathenau. Dem viel gesungenen Vers »Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau« waren im Sommer 1922 Taten gefolgt. Er wurde ermordet. Auch Gustavs Freund, Maximilian Harden, Sozialist und Herausgeber der politischen Wochenzeitschrift *Die Zukunft*, war bei einem Attentat schwer verletzt worden und noch nicht wieder vollständig genesen. Antisemitismus zog sich durch alle Bevölkerungsschichten, besonders jedoch rekrutierten sich dessen Anhänger aus dem Mittelstand und dem Bildungsbürgertum. Einmal mehr waren die Juden Blitzableiter und Sündenbock für alles, auch die Schuld am verlorenen Krieg schob man auf sie, stempelte sie entweder als Feiglinge ab, die sich vor der Front gedrückt hatten, oder stellte sie in Karikaturen, Plakaten und Flugblättern, die das Land immer mehr überschwemmten, als durchtriebene Kriegsgewinnler dar.

Auch der Sieger von Tannenberg, Generalfeldmarschall von Hindenburg, hatte zur negativen Meinungsbildung beigetra-

gen, indem er 1919 mit seiner Aussage vor der Weimarer Nationalversammlung die Dolchstoßlegende mitbegründet hatte. Er behauptete, dass das deutsche Heer »im Felde unbesiegt« geliebt und erst von vaterlandslosen Zivilisten und Novemberrevolutionären aus der Heimat »von hinten erdolcht wurde«. Die öffentliche Reaktion darauf war Empörung, und sie war vor allem durchgängig einseitig – denn damit konnte der Generalfeldmarschall nur auf die Juden angespielt haben.

Damit nicht genug, verbreitete sich immer mehr die Legende einer jüdischen Weltverschwörung durch die unsäglichen »Protokolle der Weisen von Zion«, eine Schmähschrift, die reißenden Absatz fand. Gustav hatte sie gelesen und nur den Kopf schütteln können. Er seufzte. Wann würden die Menschen endlich klüger werden? Warum fielen sie immer wieder auf dieselben Hasstiraden herein? Und warum war es so einfach, den Leuten etwas Schlechtes einzureden? Warum ließen sie sich so leicht instrumentalisieren? Das alles fragte er sich nicht zum ersten Mal. Er war Jude, nicht besser oder schlechter als jeder andere, ein ganz normaler Mensch.

Derweil torkelte das Land im politischen Trubel dahin, verlor sich in endlosen, fruchtlosen Zwistigkeiten, während das deutsche Volk dabei ausblutete. Der Krieg und eine verfehlte Politik hatten unweigerlich in die Hyperinflation geführt.

Im Oktober 1923 kostete der Laib Brot achtundfünfzig Millionen Reichsmark; die Menschen gingen mit Schubkarren voller wertloser Geldscheine zum Einkaufen und kamen mit fast nichts darin zurück.

Die Menschen fanden keine Arbeit, litten Hunger und verloren die Hoffnung auf bessere Zeiten. Nicht die Politik regierte, sondern das Elend. Es war ein gefährlicher Nährboden für böse Ränke und extreme Gestalten.

Zur Freude der Eltern erfüllte sich das günstige Horoskop Deborahs bereits in der Wiege: Deborah wurde mitten in den

Beginn der Goldenen Zwanziger hineingeboren, gerade als das Land begann, sich wieder in leiser Hoffnung zu erheben.

Denn ab November 1923 stabilisierte sich die Lage in Deutschland durch die Währungsreform und den Dawes-Plan, beides Maßnahmen, die der strauchelnden Weimarer Republik wirtschaftlich wieder ein wenig auf die Beine halfen.

Der zarte Neuankömmling reagierte schon sehr früh auf jegliche Form von Tönen und Klängen. Kaum dass Elisabeth ein Wiegenlied für das Kleine angestimmt hatte, verfiel es in strampelnde Verzückerung, holte mit Ärmchen und Beinchen aus und schlug einen ihm noch unbewussten Takt.

Zu ihrem Leidwesen musste die junge Mutter sehr bald erkennen, dass das Kind dem eigentlichen Zweck des Gesangs, nämlich in den Schlaf zu sinken, nicht folgte. Im Gegenteil, es schien nicht gewillt, sich mit unmusikalischer Stille zu begnügen: Sobald Elisabeths Lied verstummte, lief das kleine Gesicht rot an und forderte mit Löwengebrüll eine Zugabe ein.

Selbst ein bühnenerprobter Sopran wie der Elisabeth Malprans stieß nach einigen Stunden ununterbrochenen Gesangs an seine physischen Grenzen. Es strapazierte auch das Nervenkostüm des Vaters, die Nächte schlaflos im Ehebett zu verbringen, bis Frau und Kind, allein der Erschöpfung geschuldet, irgendwann in den Schlaf fielen.

Das war natürlich auf Dauer kein Zustand. Der Vater, nicht nur Mediziner, sondern auch ein tiefsinniger Denker, lebte nach der Überzeugung, dass es für jedes Problem auch eine Lösung geben musste. Eines Abends kehrte er mit einem nagelneuen Victrola-Koffergrammophon zurück, das er im Kinderzimmer aufstellte.

Mit wissenschaftlichem Eifer widmete sich der frisch gebackene Vater fortan der Aufgabe, den Säugling allerlei phonetischer Experimente zu unterziehen. Zunächst galt es herauszufinden, wie das Kind auf andere weibliche Stimmen als die der Mutter reagieren würde, zum Beispiel die der berühmten Sop-

ranistinnen Kirsten Flagstad oder Mary Garden. Das Ergebnis lautete, dass die kleine Deborah weiblichen Gesang jeglicher Art mochte. Ausschlaggebend schien hier einzig und allein die Dauerbeschallung zu sein.

Dann spielte Gustav die erste Aufnahme eines männlichen Interpreten ab. Er besaß einige der wenigen kostbaren Aufnahmen von Enrico Caruso, den er beinahe wie einen Gott verehrte. Deborah mochte auch diese Jahrhundertstimme, als besonders erfolgreich erwies sich bei ihr die Arie *La donna è mobile* aus Verdis *Rigoletto*.

Die Methode hatte allerdings einen fatalen Nachteil: 1924 musste jede 25er-Schellackplatte sorgfältig aufgelegt, die empfindliche Nadel ständig von möglichem Staub frei gepustet werden, und die maximale Spieldauer von sechs Minuten reichte nicht aus, damit das Kind in den von den Eltern herbeigesehnten Schlaf fiel. So taumelten denn Gustav und Elisabeth manche Nacht abwechselnd und traumverloren im Sechs-Minuten-Takt durch die Flure, um die Platte erneut abzuspielen. Der Einschlaftrick funktionierte bei Weitem nicht immer und nutzte sich mit der Zeit auch etwas ab.

Gustav beschloss, den nächtlichen Exkursionen ein Ende zu setzen, und berief ein neues Haushaltsmitglied: Magda, die fünfzehnjährige Nichte der Köchin Bertha. Ohne es zu ahnen, begründete er damit einen neuen Berufsstand, der jedoch erst Jahrzehnte später als solcher anerkannt werden würde: den der »Plattenwechslerin«.

Magda selbst war ein unscheinbares Mädchen mit glänzendem Mittelscheitel und dünnen Zöpfen, ein scheues Etwas, das kaum je den Kopf hob. Ihr gesamter Wortschatz schien aus einem geknicksten »Ja, gnädige Frau«, »Ja, gnädiger Herr« und »Danke« zu bestehen. Zudem hatte sie eine Heidenangst vor ihrer Tante Bertha, die ihren Kochlöffel nicht nur in den Töpfen schwang.

Immerhin, unter dem unscheinbaren Häubchen verbarg sich

ein flinker Geist mit einer raschen Auffassungsgabe. Vom ersten Tag an ging Magda ihrer Aufgabe mit Feuereifer nach. Sehr schnell wuchs sie förmlich mit dem Koffergrammophon zusammen, reinigte und pflegte es, tauschte abgenutzte Nadeln und konnte sogar bald kleine Defekte selbst beheben. Die Schellackplatten selbst behandelte sie wie kleine Kostbarkeiten. Elisabeth schenkte ihr für die Reinigung extra zwei Paar ihrer Fingerhandschuhe. Man traf Magda nie mehr ohne sie an.

Mit Magdas Ankunft wurden die Nächte endlich wieder friedlich; Eltern und Kind gediehen die nächsten Jahre prächtig, und alle waren zufrieden. Der Doktor arbeitete viel, und Elisabeth erfreute sich an Deborah.

Zweimal wöchentlich nahm Elisabeth Gesangsstunden bei Frau Lehmann, übte selbst täglich am Pianoforte und hielt Stimme und Finger mit Tonleitern geschmeidig – die kleine Deborah in ihrer Wiege immer an ihrer Seite. Trotzdem vermiste die Sängerin bald die Oper: die Proben mit gleichgesinnten Kollegen, die fiebrig angespannte Erwartung vor einem Auftritt, die Soli und die Duette und endlich die Erlösung durch den Beifall des Publikums.

Sie sprach daher mit Gustav, und bald darauf wuchs der Haushalt um ein weiteres Mitglied an. Die ältliche Kinderfrau Klara Schnapphahn – leicht schielend, aber mit besten Referenzen – hielt Einzug am Prinzregentenplatz 10.

So konnte Elisabeth endlich dem Ruf an die Mailänder Scala folgen, der sie zwei Jahre zuvor eine Absage hatte erteilen müssen.

Das Publikum hatte Elisabeth Malpran nicht vergessen. Niemals hatte es unter dem Maestro Arturo Toscanini eine hinreißendere Violetta gegeben, so der Tenor der überwältigten Presse am Morgen nach ihrer ersten Vorstellung nach der Kinderpause. Ein Kritiker ließ sich in seinem Überschwang sogar zu der Behauptung hinreißen, die Künstlerin habe selbst dann

überzeugt, wenn sie überhaupt nicht gesungen hatte – so sehr habe auch ihre Darstellung das Publikum zu fesseln vermocht.

Elisabeth lief am Ende beinahe Gefahr, unter den vielen Blumen, die die Bühne erreichten, begraben zu werden, und die ihr geltenden Vorhänge und Bravorufe konnten nicht mehr gezählt werden.

Bei all dem Erfolg liebte Elisabeth ihr Kind Deborah zärtlich und ließ es niemals länger allein. Sie lehnte daher alle Einladungen an die New Yorker Met und die Opern von Chicago und San Francisco ab, weil diese Engagements sie zu lange von ihrem Kind getrennt hätten. Für Deborah verzichtete Elisabeth auf die sichere Weltkarriere.

Kapitel 9

Mitte 1929 rückte der Nationalsozialismus näher, und zwar wortwörtlich: Otilie hatte nach einem Spaziergang mit Hans den neuesten Tratsch mit in die Küche gebracht und verkündete, dass es am Prinzregentenplatz 16 im zweiten Stock einen neuen Mieter gäbe, den Hitler, über den sich der Herr Doktor doch immer so aufregen würde. »Und die Miete zahl'n tut er a net selber! Aushalten lasst der sich wie ein g'schlamperts Luder. Wirklich, ein feiner Herr, der Adolf Nazi«, entrüstete sich Otilie.

Für 1931 lud man Frau Elisabeth Malpran das dritte Mal nach Bayreuth zu den Festspielen ein – 1927 und 1929 hatte sie zweimal zugunsten bereits fest verhandelter Auslandsengagements absagen müssen. Man trug der Sängerin die Partie der Isolde und die der gleichnamigen Elisabeth im *Tannhäuser* an. Sie würde dabei mit ihrem bevorzugten Maestro, Arturo Toscanini, zusammenarbeiten können.

Dieses Mal konnte Elisabeth das Engagement gut in ihren Terminplan aufnehmen. Trotzdem zögerte sie mit ihrer Zusage. Zuerst wollte sie die Meinung ihres Gatten dazu hören. Denn die Wagners von Bayreuth, die die Festspiele 1924 wiederbelebt hatten, bekannten sich seit vielen Jahren offen zum Nationalsozialismus, während Gustav und sein Freund Fritz Gerlich, der kürzlich seine eigene Zeitschrift *Der gerade Weg – Deutsche Zeitung für Wahrheit und Recht* gegründet hatte, engagierte Gegner der Nationalsozialisten waren.

Seit dem fehlgeschlagenen Putschversuch im Jahre 1923 hatte

sich der Journalist Gerlich zu einem der schärfsten Kritiker der aufkommenden nationalsozialistischen Bewegung entwickelt. Wann immer Elisabeth ihn zusammen mit ihrem Mann zu Hause antraf, kannten die beiden nur ein Thema und teilten eine gemeinsame Sorge: Adolf Hitler musste aufgehalten werden!

Gerlich schrieb über den Nationalsozialismus sehr früh die prophetischen Worte: Er bedeute *Lüge, Hass, Brudermord und grenzenlose Not*.

Aber das interessierte damals kaum jemanden, und noch viel weniger Menschen wollten es hören oder lesen, erklärte Gustav Elisabeth. Denn es grassiere der geistige Analphabetismus, und der braune Virus habe leichtes Spiel; er finde genügend willige Opfer unter den Blinden und den Begeisterten, den Tauben und den Hörigen.

Noch Jahre später erinnerte sich Elisabeth an ein Gespräch der beiden Freunde über Hitler – vor allem auch deshalb, weil es kurz darauf zu einem ersten ernstlichen Ehestreit zwischen Gustav und ihr gekommen war. Anlass war Hitlers Entlassung aus der Festung Landsberg gewesen – nach lediglich neun Monaten Haft, obwohl er zu fünf Jahren verurteilt worden war. Der künftige Führer war am 20. Dezember 1924 wegen guter Führung entlassen und wieder auf das deutsche Volk losgelassen worden. Für Fritz und Gustav insgesamt der krönende Gipfel des Versagens des Strafrechts im Bayerischen Staat.

An jenem Abend des 20. Dezember hatte es also bei ihnen Sturm geklingelt, und Fritz war wie ein Herbstwind hereingefegt. Er konnte seine wütende Erregung kaum unterdrücken: »Es ist ein Skandal, Gustav«, hatte er gewettert. »Der Mann putscht gegen den Staat, vier Polizisten werden getötet, alles brave Familienväter, und dann darf er nach neun Monaten als freier Mann davonspazieren.« Gerlich war dabei wild gestikulierend durch Gustavs Zimmer gelaufen. »Schon die Gerichtsver-

handlung war eine Farce. Ich war da. Der Richter hat ihn geschlagene vier Stunden am Stück reden lassen. Das war keine Verhandlung, sondern eine Parteikundgebung!«

Gustav nickte. »Leider trifft der Mann den Ton der Zeit, Fritz, und zu viele fallen in den Chor mit ein. Er ist ein gefährlicher Demagoge. Hitler hat sich einige Feindbilder geschaffen, denen er die Schuld an Deutschlands Misere zuschreibt, allen voran die Juden. Und er ist nicht allein. Er hat intelligente Mitstreiter wie Alfred Rosenberg und Hermann Göring an seiner Seite, die ihm einiges einflüstern und ihn unterstützen, weil sie darauf hoffen, in seinem Fahrwasser nach oben gespült zu werden.«

»Ja, er hat inzwischen zu viele einflussreiche Sympathisanten gewonnen, darum waren seine Haftbedingungen auch so lachhaft. Dieser Verbrecher war nicht im Gefängnis, sondern residierte wie in einem Hotel.«

»Ich habe davon gehört. Ein befreundeter Arzt hatte dort zu tun und hat mir ebenfalls ausführlich berichtet. Hitlers Raum war tatsächlich mit allen Annehmlichkeiten versehen.«

»Ja, Zimmer mit Ausblick und Besuch, ein ständiges Kommen und Gehen von Freunden. Die Wagners aus Bayreuth, Frau Bruckmann, die halbe Münchner Gesellschaft. Hitler hat derart viele Pakete voller Lebensmittel erhalten, dass er einen Feinkostladen hätte eröffnen können. Darum konnte er sie auch mit seinen Mitgefangenen teilen und hat sich so gleich noch neue Verbündete geschaffen. Ich habe gehört, dass sich das Ritual eingebürgert hat, die Leckereien bei jeder Neuankunft mit Heil Hitler! zu begrüßen. Was für Idioten! Als wären wir im alten Rom.«

Gerlich wusste weiter zu berichten, dass Hitler in Landsberg seinem treuen Weggefährten, Rudolf Heß, das demagogische Schmäherwerk *Mein Kampf* diktieren hatte, in dem der Nationalsozialist für jeden unzufriedenen rechtsradikalen Topf den entsprechenden Deckel fand.

»Sympathisanten, wohin man sieht. Wer weiß, wohin das

noch führen wird. Die Deutschen wissen nicht, worauf sie sich mit diesem Österreicher noch einlassen«, hatte sich Gerlich weiter ereifert.

Am nächsten Tag folgte dann Elisabeths Streit mit Gustav. So war es dazu gekommen: Ihre Freundin Helga Putzinger hatte Elisabeth am 21. Dezember zu einem Damenkränzchen in ihr neues Domizil in der Pienzenauer Straße im Münchner Stadtteil Bogenhausen eingeladen.

Bei dieser Gelegenheit erwähnte Helga, dass sie und Bubi an Heiligabend eine kleine Gesellschaft geben würden, und lud Elisabeth, Gustav und die kleine Deborah ein, mit ihnen gemeinsam Weihnachten zu verbringen. »Der kleine Egon würde sich so sehr über das Baby freuen, Elisabeth. Herr Hitler, der gerade erst gestern aus Landsberg entlassen worden ist, hat ebenfalls seine Teilnahme zugesagt«, erzählte ihr Helga weiter.

Elisabeth, die sich schon auf das erste gemeinsame Weihnachten mit Deborah und ihrem Gatten gefreut hatte, brachte es dennoch nicht übers Herz, ihrer Freundin stante pede abzusagen. Stattdessen hatte sie ausweichend geantwortet: »Gerne, Helga, aber ich möchte auch Gusterl noch fragen. Schließlich ist es, wie du weißt, unser erstes gemeinsames Weihnachten als Familie.«

Gustavs starke Abneigung gegen Hitler erwähnte sie mit keinem Wort. Politik war zwischen Helga und Elisabeth nie ein Thema gewesen. Helga mied es absichtlich, und Elisabeth interessierte sich bekanntlich nicht dafür.

Zu Hause erzählte sie Gustav eher beiläufig von der Einladung, zu der Helga und Bubi außer ihnen auch diesen Herrn Hitler eingeladen hatten, überzeugt davon, dass ihr Gatte sowieso der gleichen Meinung wie sie wäre und Weihnachten mit der Familie zu Hause feiern wollte. Daher rechnete sie auch mit einem einfachen *lieber nicht* als Antwort.

Stattdessen geriet Gustav wie selten in Rage, kaum dass der

Name Hitler im Raum verklungen war, und fand harsche Worte für Helga und Bubi, weil sie sich weiter mit diesem nutzlosen Schmarotzer abgaben. Elisabeth fiel aus allen Wolken, als er ihr daraufhin den weiteren Umgang mit den Putzingers strikt und endgültig verbot!

Zuerst war sie nur verblüfft. Dann aber wurde auch sie wütend. Nicht auf ihren Mann, sondern auf diesen Burschen Hitler. Nicht wegen seiner Untaten, von denen sie wenig wusste, sondern weil man sich wegen diesem Herrn überhaupt so fürchterlich aufregen musste!

Und sie ärgerte sich über sich selbst: Wenn sie heute weniger Herz und mehr Mut gezeigt hätte, dann hätte sie Helga gleich an Ort und Stelle abgesagt. Und weil sie sich selbst unangenehm war und sich schon zweimal nicht ihren Umgang verbieten lassen wollte, tat sie etwas sehr Dummes. Sie ergriff die andere Partei: »Geh, Gusterl, was du immer mit diesem Hitler spinnst. Dabei habt ihr so viel gemeinsam. Schau, Helga hat mir heute erzählt, wie sehr der Mann die Musik liebt. Jedes Mal bittet er Bubi, ihm etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Und er ist ganz narrisch nach Süßspeisen, und ein Vegetarier wie du ist er auch, weil er die Zamperln so mag, sagt Helga. Und mit dem kleinen Egon ist er sowieso ganz verrückt. Das kann doch kein gar so schlechter Mensch sein, oder? Wer weiß, wenn ihr euch kennenlernen und miteinander sprechen würdet, dann ...«

Noch während sie sprach, überkam Elisabeth bereits eine ihrer berühmten Stimmungsschwankungen, die von einer Sekunde auf die nächste einsetzen konnten. Sie fand den ganzen Disput lächerlich und überflüssig, vergaß den Grund überhaupt und sehnte sich plötzlich nach Musik und Harmonie. Sie stand auf, ließ Kaffee und den rot angelaufenen Gatten stehen, trat an ihr Pianoforte und blätterte mit Seelenruhe in ihren Notenblättern – bereits auf der Suche nach der passenden Inspiration.

Gustav indessen war erstarrt. War er eben noch hochrot gewesen, war nun alles Blut aus seinem Gesicht gewichen.

Doch es war weder Ärger noch Verwunderung über so viel elisabethanische Wahrheitsverweigerung, die Gustav in diesen Zustand jähnen Entsetzens versetzt hatte. Es war ein einziges Wort gewesen, das das Grauen der Kriegsbestie freigesetzt und die Dämonen seines Geistes beschworen hatte. *Vegetarier ...* Wie ein Feuerrad raste die Erinnerung durch ihn hindurch, und Gustav fand sich jäh auf die Schauplätze des furchtbarsten Krieges der Menschheitsgeschichte katapultiert: Verdun, Somme und Ypern hießen die Schlachtfelder, wo dem Grauen durch Giftgas neue Dimensionen eröffnet worden waren.

Es war fürwahr eine Schlachtereier unter den Menschen gewesen. Die neuen modernen Waffen wie Panzer, Granaten und Maschinengewehre hatten ein entsetzliches Gemetzel auf beiden Seiten angerichtet. Dabei hatte es an allem gefehlt, um die Leiden zu lindern: an Ärzten und Krankenschwestern, an Betten, Decken und Verbandsmaterial, und viel zu schnell waren Medikamente und Schmerzmittel zu Ende gegangen.

Nur an einem hatte es niemals gemangelt: an Toten und Verwundeten, vom Gas erblindet oder an den Gliedmaßen verstümmelt. Und sie alle schrien, fluchten, flehten – hoffnungslos. Ein schauriger Chor, vereint in Schmerzen und Verzweiflung. Dies ist die wahre Stimme des Krieges, hatte Gustav gedacht. Die Stimme, die alle Unverbesserlichen hören sollten, anstatt der begeisterten *Es lebe der Kaiser*-Rufe, zusammen mit dem Säbelgerassel marschierender Reihen von Pickelhauben, jubelnd verabschiedet von einer Menge, die Blumen warf, geblendet von falschem Patriotismus.

Dabei war es nicht die surreale Aneinanderreihung der Bilder, die ihn lähmte, als er gezwungen war, am laufenden Band Arme und Beine ohne jede Betäubung zu amputieren – die Patienten dabei verschnürt wie Pakete, damit sie sich in ihrer Agonie nicht bewegen konnten.

Nein, es war die Erinnerung an den jungen, noch bartlosen Leutnant, der in seinem Blut vor ihm lag und dabei seinen eige-

nen abgerissenen Unterschenkel an seine Brust drückte, als wäre er sein Kind. Gustav sah das junge kräftige Bein vor sich, das noch immer im Stiefel steckte. Es bedurfte zweier strammer Burschen, um es dem Leutnant unter gellenden Schreien zu entreißen.

Später am Nachmittag hatte er für eine zu kurze Pause das Krankenzelt verlassen. Obwohl er es zu vermeiden suchte, verfang sich sein Blick auf dem täglichen Berg abgetrennter Gliedmaßen; Arme und Beine von Großvätern, Vätern und Söhnen, Brüdern und Ehemännern.

Bis vor Kurzem noch lebendes Fleisch, jetzt nicht mehr als nutzloser Kriegsabfall, bereit, verbrannt zu werden. Er beobachtete einen Sanitäter dabei, wie er sich einen abgetrennten Unterschenkel herausgriff und ihm den guten Stiefel auszog – im Krieg wurde nichts verschwendet außer Menschenleben –, und der Doktor erkannte darin Bein und Stiefel des Leutnants wieder.

Seit jenen Tagen, an denen er mehrmals täglich den Geruch von verbranntem Menschenfleisch hatte ertragen müssen, hatte Gustav nie mehr ein Stück Fleisch angerührt.

Hitler hingegen, so glaubte Gustav, verzichtete aus anderem Grund darauf. Gustav hatte ihn einige Male im Münchner Café Heck gesehen, und dabei waren ihm dessen ungesunde Blässe und die verkniffenen Gesichtszüge aufgefallen. Vermutlich litt der Mann an einem Magenleiden und heftigen Flatulenzen.

Er hatte über Hitler auch sagen hören, dass seine eigenen Kriegskameraden ihn nie gemocht hatten. Sie hielten ihn für obrigkeitshörig und einen Stiefellecker. Darum hatten sie ihm auch einen gehässigen Spitznamen verpasst: *Weißer Rabe*.

Es ist so traurig wie dumm, sinnierte Gustav weiter; die Welt könnte ein Paradies sein – wenn die Menschen nur Frieden halten könnten.

Mit einem gallebitteren Geschmack im Mund trat er die geistige Rückreise aus Frankreich an. Er kehrte in die Gegenwart

zurück und fand sich an der Seite seiner wankelmütigen Frau wieder. Elisabeth absolvierte erste stumme Fingerübungen am Klavier.

Der Doktor tat dann selbst so, als wäre nichts gewesen, und am 24. Dezember im Jahre 1924 begingen sie eine wunderschöne erste Weihnacht mit ihrem Töchterchen Deborah.